



i

»In Wahrheit wusste sie nicht genau, was mit ihr los war. Einer ihrer Ellenbogen war aufgeschlagen und blutete, und sie atmete, lachte und weinte zugleich. Trotzdem griff sie in Shumbas Mähne und schwang sich wieder auf den Rücken des Pferdes: »Alles gut! Ja! Alles gut, alles gut!« Dann galoppierte Will in den Busch, immer noch mit schwirrendem Kopf und tief über Shumbas Nacken gebeugt. Die hinterherpreschenden Jungen hörten ihren Gesang im Wind.

Will lächelte immer beim Singen; ihre Mundwinkel dehnten sich bis zu den Ohren, und ihre Augenfarbe veränderte sich zu einem Bernsteingelb, in dem es golden funkelte. Das war Wills Welt, und diese Welt war ihre ganze Freude.«

Katherine Rundell vertraut in ihrem außerordentlichen Debüt ganz ihrer Geschichte und ihren Figuren. Zum Glück, denn so schafft sie ein unverbrauchtes Bild von Wills Afrika – kindheitsgolden, und dennoch echt und lebendig. Auch Will selbst scheint einem von jeder Seite des Buches geradezu entgegenzuspringen. Ihre Freude und ihre Verzweiflung sind so überzeugend, so wahr, dass man sich ihrer Geschichte nicht eine Minute lang entziehen kann. Dieses Buch macht einen glücklich, auch wenn man beim Lesen weinen muss.

Die Autorin:

Katherine Rundell, geboren 1987, wuchs in London, Simbabwe und Brüssel auf. 2008 bekam sie ein Forschungsstipendium am All Souls College, Oxford. »Zu Hause redet das Gras« ist ihr erstes Buch. Sie schreibt gerade an ihrem zweiten.

EINS

Manche Häuser hatten Glas in allen Fenstern und Schlösser in den Türen. Das wusste Wilhelmina.

Das Farmhaus, in dem sie lebte, war kein solches Haus. Wenn es einen Haustürschlüssel gab, hatte sie ihn nie gesehen. Vermutlich war er von den Ziegen gefressen worden, die immer wieder in die Küche kamen. Das Haus stand am Ende des längsten aller Feldwege in der heißesten Ecke Simbabwes. Wilhelminas Schlafzimmerfenster war eine quadratische Öffnung in der Wand. Während der Regenzeit nähte sie Plastiktüten zusammen, die sie in den Rahmen spannte. Während der Hitzeperiode wehte Staub herein.

Vor einigen Jahren hatte sich ein Besucher der Farm bei Wilhelmina nach ihrem Fenster erkundigt.

»Dein Vater kann sich doch bestimmt eine Fensterscheibe leisten.«

»Ich mag Staub und Regen«, hatte sie erwidert. Aus Staub und Regen wurde Matsch. Und Matsch bot jede Menge Möglichkeiten.

Dieser rötliche Staub bedeckte all die unbefestigten Feldwege der Farm, auf denen Captain Browne, der Besitzer, täglich unterwegs war. Ebenso wie William Silver, der Verwalter der Farm. Und Wilhelmina, sein einziges Kind, die jeden Tag auf ihnen ausritt.

Wilhelmina war ein besserer Reiter als jeder Junge auf der Farm. Wenn man das Reiten vor dem Laufen lernte, war das

in etwa so, als würde man unter Wasser aus einer Colaflasche trinken oder kopfüber in einem Baobab-Baum hängen – es war verwirrend und berauschend. Das hatte Wilhelmias Vater immer gewusst, und deshalb huschte sie von Anfang an unter Pferden durch, rutschte auf Pferdeäpfeln aus, und wenn sie von Pferdebremsen gestochen wurde, riss sie an ihren langen dunklen Haaren. Die Stallburschen, die am Rande der Farm in den Strohdachhütten wohnten, weinten nie, wenn sie gestochen wurden, sondern fluchten höchstens lachend und lässig auf Shona: *Ach, booraguma!* Wilhelmina war überzeugt, dass sie aus dem gleichen Holz geschnitzt war wie diese Burschen. Außerdem war sie schneller als jeder gleichaltrige Junge. Und sie war noch viel mehr. Wenn die Farmarbeiter abends über sie sprachen, mussten sie ein »und« an das andere reihen, um ihr Wesen in Worte zu fassen: Will war dickköpfig, *sha*, und nervend und ungestüm und ehrlich und aufrichtig.

Will hockte im Morgenlicht des späten Oktobers auf dem Fußboden und rührte in einem Topf mit Methylalkohol und Wasser. Wenn man die Füße mit diesem Gemisch einrieb, wurde die Haut so zäh wie lebendige Schuhsohlen. Im großen Wohnzimmer standen sechs bunt zusammengewürfelte Stühle, aber Will saß lieber auf dem Boden. Dort hatte sie mehr Raum. Zwischen Wills Augen war viel Raum, und zwischen ihren Zehen war viel Raum. Überhaupt zeichnete sie sich besonders durch Weiträumigkeit aus. Sie wusste, dass sie auch so sprach – mit ausgedehnten Pausen und so langsam wie an afrikanischen Nachmittagen üblich.

Will hörte Huftritte und hungriges Wiehern. Das war

William Silver, der von seinem frühmorgendlichen Ritt über die Ländereien der Farm zurückkehrte. In diesem Teil von Simbabwe standen alle zeitig auf. Die meiste Arbeit musste vor dem Mittag getan sein, und der Oktober war der heißeste Monat überhaupt. Die Straßen schmolzen zu einer Teersuppe, in der Vögel stecken blieben.

Will spürte, dass die Wohnzimmertür geöffnet wurde, noch bevor sie dies sah. Das bärtige Gesicht ihres Vaters erschien. Sie freute sich unbändig über seine Rückkehr und sprang schnell und geschmeidig und mit einem Satz auf. Sie warf sich in seine Arme und schlang die Beine um seine Hüften. »Dad!«

»Guten Morgen, Wildkatze.«

Will drückte ihr Gesicht gegen den Nacken ihres Vaters. »Guten Morgen, Dad«, sagte sie gedämpft. In Gegenwart von Männern war Will meist angespannt, weil sie eine Mischung aus Bewunderung und Argwohn in ihr weckten, und sie hielt immer ein paar Schritte Abstand. Sie gab fremden Männern ungern die Hand und verabscheute es, ihre Haut zu spüren. Aber bei ihrem Dad war das anders.

»Wolltest du heute nicht einen Ausflug machen?«, fragte William.

»Ja, bald. Aber ich wollte dich noch sehen, Dad. Ich habe dich vermisst.« Will hatte die letzte Nacht im Baumhaus verbracht, in der Weite der Nacht und an der frischen Luft, und bei der Heimkehr ihres Vaters hatte sie schon geschlafen. Manchmal bekamen sie einander tagelang nicht zu Gesicht, doch sie fand, dass das Wiedersehen dann noch beglückender und prickelnder war. »Aber jetzt ...« – sie ließ sich fallen – »... jetzt kann ich los, ja. Ich habe Shumba noch nicht ge-

füttert, und Simon wartet sicher schon auf mich.« Sie drehte sich in der Tür noch einmal um, weil sie etwas sagen wollte, das ausdrückte, wie sehr sie ihren Vater liebte. Und sie liebte ihn abgöttisch.

»*Faranuka*, Dad!« *Faranuka*. Will sprach gut Shona, und *Faranuka* hieß so viel wie »sei glücklich«.

Simon wartete tatsächlich schon. Er war Wills bester Freund, obwohl die beiden eigentlich wie Feuer und Wasser waren: Sie war eine linkische, streunerhafte Weiße, er ein großer und behänder farbiger Junge. Es war keine Liebe auf den ersten Blick gewesen. Als Simon mit dem Zug angekommen war, um auf der Farm zu arbeiten, hatte Will ihn nur einmal angeschaut und mit der Gewissheit einer Sechsjährigen verkündet, dass sie ihn nicht möge, nein, denn er sei ein »Waschlappen«. Das lag an Simons großen Babyaugen mit den absurd langen Wimpern. Sie wirkten wie sanfte und vertrauensvolle Teiche voller Tränen, die nur darauf zu warten schienen, endlich zu fließen.

Aber Will begriff schon bald, dass Simon lebhaft, ungestüm und großartig und alles in allem ein Beweis dafür war, wie sehr der erste Eindruck täuschen konnte. Ja, sie wusste inzwischen, dass Simon ein Wirbelwind von Junge und die Geißel der Ställe war. Sein raues Lachen war viel zu tief für sein Alter, und er war so langgliedrig und zappelig, dass er immer wieder Tassen oder Teller zerbrach. Auf Grund seiner Abneigung gegen die Blechbadewanne und seiner Vorliebe für den weichen, sappschenden Matsch Simbabwes roch er unverkennbar. Will fand, dass er nach Staub, Pflanzensaft und Pökelfleisch duftete.

Simon wiederum fand, dass Will nach Staub, Pflanzensaft und Pfefferminz duftete.

Weil die beiden so grundlegende Gemeinsamkeiten hatten – vor allem den Duft nach Pflanzensaft, aber auch die großen Augen und ungelinken Gliedmaßen –, war es unvermeidlich, dass sie sich mit sieben sozusagen ineinander verliebten und nach ein paar Jahren nicht nur enge Freunde, sondern unverbrüchlich miteinander verbunden waren.

Simon hatte Will beigebracht, ihr Pferd noch kurz vor der Farm zu einem Galopp anzuspornen und zu schreien: »Hey! Hey-ja! Na *los*, du Schnecke!« Außerdem hatte er ihr beigebracht, sich unter den Pferdehals zu schwingen und kopfüber zu reiten. Dann waren ihre Haare voller Staub, und die Wangen drückten gegen ihre Augen.

Sie lehrten einander ihre Sprache. Er lernte Englisch, wie es in Simbabwe gesprochen wurde, sie die Grundlagen seines Chikorekore-Shona, wobei sie vor Anstrengung die Zunge durch die Lippen schob. Sie zeigte ihm, wie man minutenlang unter Wasser schwimmen konnte. Der Trick bestand darin, langsam einzuatmen. Man durfte es nicht hastig tun, sondern geduldig und mit gespitzten Lippen, als würde man durch einen Strohhalm trinken. Ihre Füße wurden dunkelbraun und hornig, weil sie immer barfuß über die Felder lief, und unter den Nägeln saß Dreck.

Simon wohnte seit dem letzten Dezember mit seinem Bruder Tedia in der Arbeiterunterkunft, einer Ansammlung von Lehmziegelhütten und Feuerstellen am Rand der Two Tree Hill Farm. Der Name, hatte Captain Browne gesagt, während er mit tabakgrünen Fingern eine Zigarette gedreht hatte, sei ein schlechter Scherz. Auf dem Two Tree Hill stan-

den nämlich Hunderte von Bäumen, so viele, dass man den Hügel kaum noch sah. Genau genommen, hatte er erklärt, müsse die Farm einfach Tree Farm heißen. Oder Tree-Tree-Tree-Tree-Tree-Farm.

Ha, ha, Captain Browne.

Aber es gab natürlich auch Lichtungen mit braunem Gras und schimmernder Hitze und Ameisenhaufen, und über eine solche lief Will gerade. Sie ließ die Hacken gegen ihren Hintern knallen und trällerte vor sich hin. Sobald sie in Rufweite von Simons Lehmziegelhütte war, stieß sie ihren besten Shona-Ruf aus.

»*Ee-weh!*« Auf dieser Farm hallte ein Ruf mehr als eine Feldlänge weiter als anderswo, denn es war windstill, und außer dem Pick-up gab es keine Autos. Selbst ein leises Geräusch war unglaublich weit zu hören. »Simon! Simon! Bist du da, Simon?«

Simon bohrte stilvoll in der Nase. Er saß im Schatten des braunen Strohdachs vor der Hütte und trank Cola aus einer Flasche. Tedias stupste ihn mit dem großen Zeh und sagte auf Shona: »*Uchaenda*. Ab mit dir zur kleinen Herrin.«

Die »kleine Herrin« war ein alter Witz. Denn zwischen der typischen herrischen, keifenden Farmersfrau und Wills milder und freundlicher Art bestand ein himmelweiter Unterschied.

Simon warf Will genervt einen Kieselstein vor die Füße. »Will!«, fauchte er. »Wo hast du gesteckt? Ich dachte schon, du kommst nicht mehr. Du bist so eine Schnecke, Mann.« Das stimmte nicht, aber er sagte es trotzdem. »Du bist wie eine Raupe ohne Beine. Ich wollte gerade ohne dich los, du

Närrin.« »Närrin« war Simons Abwandlung von »Herrin«. Beide fanden, dass es der Wahrheit näherkam.

»Oh, entschuldige. Tut mir leid, Simon. Wirklich. Leid-leid«, sagte Will, ohne sich weiter zu erklären.

Sie sah zu Tedias auf, den sie innig liebte. Er war ein Held, groß und narbig und angenehm still. Will musste die Augen verengen, weil die Sonne sehr grell vom grenzenlosen Blau des Himmels schien.

»*Mangwanani*, Tedias.« Sie machte einen kleinen Knicks wie vor den Gästen des Captains. *Mangwanani* hieß guten Morgen. Ihren Simon musste sie nicht begrüßen, aber der träge, massige Tedias mit seiner bloßen Brust und seiner Freundlichkeit gegenüber Hunden hatte Respekt verdient.

»*Mangwanani*, Will.« Wie alle Männer auf der Farm sprach er ihren Namen wie »Viel« aus. Ihr Vater hatte das aufgegriffen und nannte sie zum Spaß »Vielfraß«, »Viel-zu-viel« und manchmal auch »Vielou«. »*Marara sei*, Viel? Hast du geschlafen?«

Es gab eine feststehende Antwort darauf, aber Will stellte verärgert fest, dass sie sie vergessen hatte. Auf Shona gab es bestimmte Redewendungen, von denen sie viele noch nicht kannte, und nun bebte sie; sie hatte zu große Wissenslücken, und es gab Feinheiten, die nicht greifbar, Dinge, die ihr unbekannt waren, weil sie sie noch nicht gelernt hatte. Sie erwiderte: »*Ndarara ... äh ... ndarara kana mararawo*.« Ich habe gut geschlafen, wenn du gut geschlafen hast.

Tedias schien anerkennend zu nicken. Will betrachtete sein träges und behäbiges Lächeln und dachte, dass man bei anderen Leuten nie ganz sicher sein konnte – das war eine grundlegende Lebensregel und eine Sache, der man sich si-

cher sein konnte.

»Ndarara, Will«, sagte Tediás. »Ja, ich habe geschlafen.«

Will merkte, dass Simon genug von den Förmlichkeiten hatte. Er trank seine Cola aus, rülpste und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab, warf die Flasche vor sich auf den Pfad und dribbelte dann mit ihr auf und ab. »Na los, Will, du Wildkatze, du nervenzerrende Närrin.« Er hüpfte rückwärts und landete bei jedem »los« auf den Füßen: »Na-los-na-los-na-los, Mädchen.«

Will blieb in der Sonne stehen und versuchte, nicht zu lächeln. Denn sie ließ sich von niemandem etwas befehlen. Sie hockte sich hin, setzte ihre trotzigste und stolzeste Miene auf und malte mit einem langen Stock ein »W« in den Dreck. Ein Käfer krabbelte vom Stock auf ihren Arm, und sie hielt still und genoss das Kitzeln seiner dünnen pechschwarzen Beinchen. Sein Rücken war dunkelgrün und hatte einen bläulich türkisfarbenen Schimmer. Sie gab ihm einen sehr sanften Kuss. Wenn das Glück eine Farbe hatte, dann war es die Farbe dieses Käfers, dachte Will.

Da piff jemand. Will grinste, denn Simons Pfiße waren so vollendet, dass sie für eine große Bandbreite von Gefühlen stehen konnten: Schrecken, Glück, glühende Bewunderung, Warnung. Dieser Pfiß bedeutete: »Ich warte.« Vielleicht schwang auch etwas wie »Und ich bin hungrig!« darin mit. Sie hatten einen kurzen Überfall auf den Mangobaum und ein Picknick am Felsenteich geplant. Will war klar, dass sie losmusste.

Aber es fiel Will schwer, sich von all den kleinen Dingen – Libellen, Ohrenkneifern, abgepellten Rinden an Stöcken, warmem Regen oder den herrlichen Locken hinter den Oh-

ren der Hunde – nicht immer wieder ablenken zu lassen. Will hatte sich oft gefragt, ob es anderen Menschen genauso erging, hatte es aber nie wirklich erklären können – dieses Gefühl der Fülle und Tiefe.

Simon pfiff noch einmal. Will konnte hören, dass es ihm jetzt ernst war. Sie sprang auf, spornte ein eingebildetes Pferd mit ihrem kehligen »Hey-jey!« an und flitzte an ihm vorbei. Will war schnell, und darauf war sie stolz. Sie rannte gebeugt, und ihre sonnengebräunte Haut hob sich vom weißblauen Himmel und vom gelbgrünen Gras ab. »Mir nach, Simon!«, rief sie, ohne zu verraten, wohin es ging.

Simon sprintete hinterher. In dieser Stimmung war sie uneinholbar. Sie war wie ein Buschfeuer, dessen Funke überspringen konnte und das jeden zur Verzweiflung trieb. Sie lief meilenweit, wenn ihr danach war.



Katherine Rundell

Zu Hause redet das Gras

Aus dem Englischen von Henning Ahrens

Ca. 256 Seiten

13,5 x 21,5 cm, gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-551-58264-5

Ca. € 14,90 (D) / € 15,40 (A) / sFr. 21,90

Erscheint im April 2012





Gregory Hughes
Den Mond aus den Augen heben

€ 15,90 (D) / € 16,40 (A) /

sFr. 22,90

ISBN 978-3-551-58248-5

@book



Ruta Sepetys
Und in mir der unbesiegbare Sommer

€ 16,90 (D) / € 17,40 (A) /

sFr. 24,50

ISBN 978-3-551-58254-6

@book



Kate de Goldi
abends um 10

€ 16,90 (D) / € 17,40 (A) /

sFr. 24,50

ISBN 978-3-551-58243-0

Ausgezeichnet mit der
Corine 2011

@book



Siobhan Dowd
Auf der anderen Seite des Meeres

€ 14,90 (D) / € 15,40 (A) /

sFr. 21,90

ISBN 978-3-551-58189-1

@book